

der vom Boden und nahm Fokus auf die hohnspeienden, schwefelsauren Kloaken – der Riss ging glatt durch das Feuer, gefolgt von Eruptionen, Ergüssen, von Strudeln der Befreiung: »Verpisst euch!« Ich stand da, ein Hort der Aggression, gedemütigt, zitternd, beschmutzt, kampfbereit, wie ein revoltierendes Vergewaltigungsopfer. »Verpisst euch!« Ich drohte mit Flugbier, ich drohte mit Gewalt, ich war besinnungslos: »Verpisst euch!« Alles Leid, alle Angst, alles Grauen schrie ich in diese selbstzufriedenen Narrenmasken, die vom Leben und Sterben so viel wussten wie der Pinguin vom Regenwald. Mein Blut, meine Wut schossen in diese entmenschlichten, kichernden Fratzen, hinterließen mich leer, enttäuscht, fassungslos.

»Herrgott, verpisst euch endlich ...« Mir war zum Heulen.

Vorbei. Der Mösenbart – inzwischen leicht ergraut – vertrollte sich nebst seinem gefügigen Adlatus maulend in die Schwärze der Nacht. Geschlagen, beleidigt. Party vorbei.

Nun, ich denke, ich hatte schon immer eine ausgesprochene Abneigung gegen Menschen, die sich vorzugsweise mit angelesenen Witzen produzieren. Im Übrigen gab es *einen* Beteiligten, der mir im Anschluss so wortreich wie unnachgiebig seine Entschuldigung aufzwang. Ein Freund inzwischen, möglicherweise. Na ja, so geht's doch auch.

Nur schade, dass ich in dieser Nacht das Rauchen wieder angefangen habe. Daneben aber bin ich froh darüber, nicht zum Mörder geworden zu sein.

Ach ja: Das tätige Opfer hat übrigens inzwischen das Land verlassen.

16.3 Von Freunden und Helfern

Doch es gab andere Erlebnisse. Etwas Anrührendes? Dies hier zum Beispiel: Während der ersten Chemo-Pause – ich befand mich schon mitten in der Mauser – stattete ich der Mutter zweier mir befreundeter Brüder einen Besuch ab. Die Familie kannte ich seit meinem vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahr – mit dem älteren Bruder war ich zu Schulzeiten in dieselbe Klasse gegangen, gemeinsam hatten wir uns nachmittags und in den Ferien mit dem Verteilen von Prospekten ein Zubrot verdient, stets fürsorglich ausgestattet mit Paketen warm duftenden Rosinenkuchens und Kannen voll heiß dampfendem, gesüßten Milchkaffee, die seine Mutter uns mitgab, und an denen wir unsere klammen, fast steif gefrorenen Finger wärmten während der Pausen, die wir uns gönnten alle paar Häuserblocks lang bei unserer stumpfsinnigen Arbeit in der feuchtkalten Frühwinterluft.

Warum haben die dummen Bengels denn keine Handschuhe benutzt, mögen Sie sich jetzt fragen, doch die Antwort liegt auf der Hand: Weil man

mit den damaligen Handschuhen eben keine Prospekte aus dem dicht geschichteten Papierstapel greifen konnte. So bestückten wir Hauseingang um Hauseingang, Briefkasten für Briefkasten blockweise die hannöverschen Stadtteile, schnitten uns an den scharfkantigen Aluprofilen der Briefklappen den Handrücken wund, in der Linken einen Stapel Prospektkärtchen, mit der Rechten jeweils ein einziges Blatt aufnehmend, um es im nächsten, beißwütigen Briefschlitz verschwinden zu lassen, über der Schulter die schwere Tasche mit dem Vorrat für mindestens ein oder zwei Häuserblocks, der reichen musste bis zum nächsten Treff am Auto, wo Kaffee und Kuchen warteten, im Kofferraum aber auch der nie kleiner werden wollende Vorrat an Prospekten.

Denn mein älterer Freund besaß bereits den Führerschein, was in unserer Klassenstufe noch recht ungewöhnlich war, und das kleine Auto – ein sprintfreudiger Fiat 127 – wurde freundlicherweise von seiner Mutter gestellt. Für uns sturmgeplagte Wanderarbeiter aber bot dies einen weiteren Vorteil, indem die heißspornige, kleine Maschine des Fiat auch im Stand ratzfatzt zu Betriebstemperatur auflief.

So sehe ich uns noch heute vor meinem geistigen Auge, wie wir zitternd vor Kälte unsere rot gefrorenen Klumpen in der Heißluft der Seitenfensterdüsen über dem Armaturenbrett wieder zu Fingern auftauten.

Die eigentliche Krux an der Sache aber war, dass sich der temperamentvolle Kleinwagen auf seinen Wegen vom und zum Einsatzort ständig durch zu dicht vorausfahrende Autos provoziert fühlte, was immer wieder zu unbeabsichtigten Zusammenstößen führte. So erfuhren wir schon in jungen Jahren von den direkten Zusammenhängen zwischen erwirtschaftetem Mehrwert und möglicherweise benötigten Re-Investitionen, hier in Form eines steigenden Bedarfs an Dangelwerkzeug, Spachtelmasse, Schleifpapier und Sprühdosen (in Arktis-Weiß). Die erste Reparatur bekamen wir auch noch so halbwegs glatt dahin, doch nach der zweiten oder dritten Kollision gewann der Wagen trotz unvermindert vorangetriebener kosmetischer Aufwände zusehends die Züge eines Patienten mit dicker Backe, was ihm fortan ein Aussehen verlieh, als sei er pausenlos unterwegs zum Zahnarzt.

Ein weiterer Lerneffekt diente dazu, uns schon früh der launenhaften Dynamik von Prioritäten bewusst zu werden: Morgens Schule, nachmittags arbeiten, abends die Scherben des Tages zusammenfegen (Dengeln, Spachteln, Schleifen, Lackieren etc.). Dass unsere schulischen Leistungen unter den teilweise überraschenden Anforderungen der Nebenarbeit über Gebühr zurückzustehen hatten, war nicht mehr als eine logische Schlussfolgerung aus den Regeln eines Wirtschaftssystems, in dem wir künftig Fuß fassen wollten.

Unsere lauen Sommertage hingegen verbrachten wir meist unter verschärftem Einsatz von Silberadler als Katalysator für unsere sich zaghaft noch heranbildenden Denkprozesse, die wir in endlosen Diskussionen aneinandermaßen, dabei unsere (damals noch schlanken) Gestalten in zwei sogenannte Sitzsäcke lagernd, die als Styropor-Popel-gefüllte, nach oben hin spitz zulau-fende, narbige, schwarze Beutel aus Nappaleder-ähnlichem Material *das* Stilmöbel der siebziger Jahre waren. Dienlich dem Geiste und recht bequem zum Abhängen, wenn der Körper jung und das Kreuz noch hinlänglich stabil ist.

Allein, ein Besuch bei meinem Schulfreund war mit Gefahren gesegnet. So, wie andere Familien sich einen scharfen Hund leisten, der nach dem Klingeln erst einmal wegzusperren ist, hielt er sich einen jüngeren Bruder, den man zwar nicht sofort nach dem Öffnen der Tür an der Kehle hängen hatte, dem aber dennoch mit äußerster Vorsicht zu begegnen war.

Eine typische Situation hat man sich wie folgt vorzustellen: Das Läuten der Klingel ist noch nicht verklungen, da wird von innen die Tür aufgerissen, es erscheint das Gesicht des gefürchteten Bruders, schleudert ein begeistertes »Hey, Wulf!« heraus, und bevor man noch Bäuerrchen oder ähnlich Sinnvolles dahersagen kann, hat sich die Tür mannbreit geöffnet und man selbst bereits seine hochgradig beschleunigte Faust im bis dahin leidlich entspannten Magen. Dank der seherischen Fähigkeiten der Gartengestalter, die dieses Grundstück einst eingezäunt und bepflanzt hatten, kam die Höhe des zum angrenzenden Anwesen verlaufenden Zauns der eines kurzgewachsenen Jugendlichen, in der Mitte abgeklappt, so weit entgegen, dass man seinen Mageninhalt ohne weitere Not oder etwaige Entfaltung sportlicher Kletterkünste bequem ins nachbarliche Beet ergießen konnte. Wer riskant leben wollte, kam hier immer auf seine Kosten.

Doch mit den Jahren reifte auch der jüngere Bruder, und mit ihm seine Begrüßungsformeln, die zunehmend friedfertiger wurden. Über die Zeit freundeten auch wir uns miteinander an, verbrachten kurzweilige Sommer auf dem Campingplatz an der Wasserskibahn, diskutierten Nächte hindurch bei Herforder Pils, und vielleicht war es tatsächlich das tägliche (keinesfalls das nächtliche) Training, das ihm kein halbes Jahr später, während der Winterspiele in Lillehammer – und vier Jahre darauf im japanischen Nagano – olympisches Gold, Silber und Bronze in den alpinen Disziplinen der Nationalmannschaft der Behinderten ernten ließ.

Nicht lange danach, als der Vater der Familie erneut an Darmkrebs erkrankte, erlebte ich zum ersten Mal den rasch fortschreitenden Verfall, den der Krebs mit dem Körper anstellen kann: Früher ein Bulle von Mann, blickte mir jetzt ein hilfloser, abgemagerter, stiller Mensch entgegen, der mir warm-

herzige Grüße auftrag an seinen jüngsten Sohn, den ich an seinem Arbeitsplatz in Österreich anzutreffen eben im Begriff stand.

So war ich es dann selbst, der seinem Sohn – meinem Freund – bei einer stillen Zigarette unter dem sternklaren, österreichischen Himmel, auf die Frage hin, wie es denn seinem Vater ergehe, sagte, dass – wenn er seinen Vater noch einmal lebend sehen wolle – er zu Weihnachten nach Hause kommen müsse. Unter allen Umständen, ohne weitere Chance. Mehr gab es nicht zu sagen. Er tat einen tiefen Zug, nickte ein paar Mal langsam und wandte den Blick über das weite, nächtliche Tal.

Das ist die Geschichte, die mich mit dieser Familie verbindet. Und trotz der Geschichte, trotz dieser langen Verbindung, war ich mehr als gerührt, als mir die Mutter der Brüder nun eine Packung mit einem Medikament über den Tisch reichte, zusammen mit dem Brief einer Freundin des jüngeren Bruders, einer Österreicherin, die als Kind schwer an Knochenkrebs erkrankt war. Das Medikament, so erfuhr ich aus dem Brief, der an meinen Freund gerichtet war, stärke das Immunsystem. Sie selbst habe es seinerzeit während ihrer Chemotherapie verwendet und sei von allen drohenden Infektionen verschont geblieben. Hier sei die versprochene Flasche, sie hoffe, dass es helfe, und wünsche seinem Freund alles Gute.

Seinem Freund. Damit war ich gemeint. Schneuz.

Ich nahm die Packung in die Hand, studierte den Aufdruck und dann den Beipackzettel: Krallendorn. Zur Festigung des Immunsystems. Aus dem Brief hatte ich den Preis erfahren: Einhundertundsechzig Mark, in deutsche Währung übersetzt.

»Die erste Flasche geht aufs Haus«, ließ mich die Mutter wissen, »wenn du mehr davon benötigst, können wir das für dich aus Österreich bestellen – dort ist das Medikament wesentlich preiswerter als hier – du müsstest es dann aber selbst bezahlen.«

Worauf ich hinaus will: Dass Geben seliger gewertet wird denn Nehmen, das war gelebte Realität in dieser Familie. Und trotzdem war ich so angerührt wie überrascht von diesem unerwarteten Geschenk. –

Und noch ein weiteres Erlebnis, für mich nicht weniger anrührend: Zu Beginn der ersten Chemo-Pause hatte ich ein paar der bis dahin vergessenen Begleiter meines bisherigen Lebensweges angerufen, einfach aus der Angst heraus, die nächsten Chemo-Zyklen möglicherweise nicht zu überstehen und so von einigen meiner liebsten Freunde unter Umständen ohne Abschied scheiden zu müssen.

Darunter eine liebgewonnene Kommilitonin, mit der gemeinsam ich wenige Jahre zuvor meinen seit Jugendzeiten (siehe oben) verschlurten Bil-

dungsabschluss nachgeholt hatte. Wir waren, was man ein perfektes Team nennt – sie gewann meinen Abschluss in Biologie, ich den ihren in Physik.

Sie war von groß gewachsener, ansehnlicher Schönheit, mit langen, schwarzen Haaren, die ihr schmales, blasses Gesicht umrahmten wie das der Mortitia in Adam's Family (»Kind, warum spielst du nicht mit deinem Essen?«). Temperamentvoll, lebenslustig, immer mit jenem Quäntchen Ironie bewaffnet, das die feinsinnigen von den stumpferen Naturen scheidet. Eine Mischung aus Vamp und Pippi Langstrumpf, das trifft es wohl am ehesten. So cool und kerlhaft sie zuweilen wirkte, wenn sie mit ihrer Enduro bei voll aufgedrehtem Hahn über die Straße davonschoss (was mich immer mit Sorge erfüllte), so sinnlich schön war sie in ausgesuchten Momenten stiller Betrachtung: Den Träger des kleinen, hellblauen Hängerchens verträumt über die zarte Schulter zurückschiebend, bot sie ein Bild anbetungswürdiger Anmut – echt photogen. Seufz.

Wie auch immer, die ganze Schule meinte, wir pflegten ein Verhältnis miteinander, und ich denke, wir beide genossen dieses »möglicherweise, wer weiß ...«, diesen unterschweligen, immer vermuteten, doch nie bewiesenen Skandal, und lachten uns darüber scheckig. Und, ach, wie heimlich manches Mal herbeigesehnt, so hat es doch nicht sollen sein (nur ein weiterer, bedauerlicher Eintrag im großen, dicken Buch der verpassten Gelegenheiten). Mein Herz aber blieb ihr treu.

Räumlich wie zeitlich auseinandergerissen, bewahrten wir uns dennoch unsere freundschaftliche Verbundenheit. Hier und da erreichte mich eine Grußkarte – »Wann sehen wir uns mal wieder?« – doch zum Treffen kam es nie. Und mit meinem Anruf wollte ich ihr eigentlich nur die Ehre erweisen, sie nicht unter den Ahnungslosen zu belassen, die vielleicht erst aus der Zeitung erfahren müssen, dass ein Freund gegangen ist. Da mein Vertrauen auf realistische Überlebens-Chancen nach Genuss der ersten Chemo bereits nachhaltig atomisiert war, meinte ich, ihr diese Nachricht einfach schuldig zu sein.

Ihr Besuch kam unangekündigt. Von ihrem alten, schlappen Auto hatte sie sich von Hannover bis nach Hildesheim tragen lassen – allein das schon eine Herausforderung –, und als es mittwochmorgens – dem ersten Tag der Chemo-Pause, der mich so halbwegs wieder auf den Beinen fand – an meiner Haustür klingelte, da erwartete ich nicht mehr als den Postboten, der mit einer Paketsendung für den abwesenden Nachbarn unterm Arm und dem ewigen Unterschriftenblock in der Hand vor meiner Tür herumnervte.

Doch da stand sie. Und überreichte mir einen kleinen Bastkorb mit Früchten, bunt und exotisch, liebevoll angeordnet über zerrupften Servietten (wie es ihre Art war), dazu eine Flasche roten Traubensaft, und – was das Wichtigste

war – beschenkte mich mit ihrem strahlenden Lächeln. Nun, kann ein Tag besser beginnen?

Ich nahm sie in den Arm, drückte sie an mich, fühlte die Wärme. Die Geschenke machten mich verlegen. Ich stellte das Körbchen beiseite, den Traubensaft in den Kühlschrank, sammelte meine Kleider ein und ging ins Bad, mich umzuziehen.

Wir gingen lange spazieren. Der Himmel war grau, die Luft feuchtkalt, doch im Herzen schien Sonne. Ich war noch nicht sonderlich fit auf den Beinen und achtete sorgsam darauf, nicht ins Schwitzen zu geraten. Wir durchstreiften die Altstadt und landeten schließlich im neuen Internet-Café, bei Latte Macchiato und endlich wieder einer Sitzgelegenheit. Während der Unterhaltung drehten meine Finger unbewusst die Haarspitzen am Hinterkopf. Nicht gänzlich überrascht, eher interessiert und ein wenig verwundert, betrachtete ich die ersten Büschel, die sich sehr leicht und absolut schmerzfrei aus der Kopfhaut herausziehen ließen. »Es geht los«, sagte ich, »die Chemo tut ihre Wirkung.« Die Büschel ließ ich verstohlen unter den Tisch fallen, nicht in den Aschenbecher. Nun, wo Nebenwirkung ist, da ist auch Wirkung, so hatte man mir gesagt. –

Haare hin oder her – für mich war dies einer der schönsten Tage der gesamten Tortur. Danke, Mädels – du hast mir geholfen!

Doch, doch – der Helfer gab es einige. Meinen konspirativen Drogenkurier zum Beispiel, der stets zur Seite stand, mich mit lindernden Präparaten für die Wochenenden zu Beginn jeder Chemo-Pause zu versorgen, der literweise Milch in die Klinik schleppte, in Zeiten der finanziellen Not die Hausbank machte und nie den Eindruck vermittelte, nun langsam doch das seinige getan zu haben. Nicht anders meine Mutter und ihr Lebensgefährte, die mir nicht nur den Kühlschrank füllten, sondern auch den jeweils ersten Tag der Pausen mit langen Spaziergängen, entspannenden Gesprächen und gastlicher Bewirtung. Und nicht zuletzt meine Schwester, die bereit war, mich mit Katzenkrallen gegen die Angriffe ahnungslos aufsässiger Ignoranten zu verteidigen.

Auch die anderen möchte ich nicht vergessen. So den zwölfjährigen Sohn einer guten Freundin, der mich in seiner heimatlichen Küche antraf und – zunächst überrascht angesichts meiner Glatze – mit den gedankenvoll, wie im Vorbeigehen ausgesprochenen Worten reagierte: »Sieht komisch aus.« Was nicht wörtlich zu nehmen ist – Berufsbeleidigte mögen bitte einen Gang zurückschalten – sondern eher als Ausdruck seiner kindlichen Verwunderung über das urplötzlich veränderte Aussehen eines langjährigen Bekannten.

Danken möchte ich all jenen, die fest genug waren, auf ihre einfache, unkomplizierte Art Begegnungen zu ermöglichen, die frei waren von jederart

künstlich aufgesetzter Zuwendung und Schöntuerei, die fähig waren, eine simple Unterhaltung zu führen, sachlich und zielgerichtet, ohne sich in übertriebenen, nervigen Schwülstigkeiten zu ergehen. Die einfach stark genug waren für ein Gespräch, wie sie es unter normalen Umständen ebenso mit mir geführt hätten.

Danke!

16.4 Über den Umgang von und mit Behinderten

Aus dem Straßenbild kennen wir die Situationen, da wir mit sichtlich körperlich oder geistig Behinderten nicht so recht umzugehen wissen – ostentative Zuwendung (ich bin ein aufgeklärter Mensch, frei von Vorurteilen, und jetzt wollen wir dem Rolli mal zeigen, wie salopp und politisch korrekt wir ihn hier über die Schwelle schubsen) sind gerade so unwillkommen wie ein überzogen mitleidiges Gehabe, menschelndes Gesülze oder pure, ignorante Rücksichtslosigkeit. Da finden Sie mal den betroffenerseits tolerierten Mittelweg!

Nicht ohne Grund sind Rollstuhlfahrer häufig äußerst delikant in der Wahrnehmung der Umgangsformen, und wer nur einmal versucht, sich in ihre Situation hineinzudenken, der sieht das Leben plötzlich aus einer völlig anderen Perspektive: Alle Welt schaut auf uns herab, denn wir müssen sitzen, während die anderen stehen, wir benötigen die Hilfe Dritter, wenn wir uns nur die Hosen herunterlassen oder wieder heraufziehen möchten – selbst die elementarsten menschlichen Bedürfnisse sind mit Barrieren verpflastert. – Und das Sexualleben ...? Nun ja.

Bei allem Verständnis – und in Kenntnis der gestörten Gefühlslage, die eine radikale Erkrankung mit der möglichen oder tatsächlichen Folge einer Behinderung so mit sich bringt – fühle ich mich dennoch unangenehm berührt, zuweilen sehr verärgert, wenn mir ein Rolli in seinem Frust (oder Welthass?) rücksichtslos von hinten in die Hacken stößt oder mir fast das Kind aus der Hand fährt, wie ich es so mehr als einmal erlebt habe. Zuweilen denke ich, dass ein Wolfgang Schäuble nicht umsonst als einer der unangenehmsten Wadenbeißer in der fraglichen Kultur der politischen Auseinandersetzung gilt – oder war der etwa schon vorher so?

Doch der Frust hat zwei Seiten. So entsinne ich mich noch deutlich, wie ich in meiner gänzlich unbehaarten Zeit, nach wiederholten Anfeindungen im Sinne von »Glatzkopf, Nazi« irgendwann so weit in Rage geriet, dass ich einem der ohnehin mit Blindheit geschlagenen Provokateure ein eiskaltes, mit leiser, eindringlicher Stimme vorgetragenes »O.K., Freund, jetzt hast du mich so weit, jetzt kaufe ich mir den Baseballschläger, und das erste Opfer